

CHODERLOS DE LACLOS



GEFÄHRliche LIEBSCHAFTEN

Aus dem Französischen von
August Brücher

NIKOL
VERLAG

ERSTER BRIEF:

Cécile Volanges an Sophie Carnay bei den Ursulinerinnen von...

Du siehst, liebste Freundin, daß ich Wort halte, und daß Hauben und Putz nicht meine ganze Zeit in Anspruch nehmen; für Dich behalte ich immer noch was. Jedoch habe ich heute, an diesem einzigen Tag mehr Putz gesehen, als in den vier Jahren, die wir zusammen lebten, und ich glaube, die stolze Tanville* wird sich bei meinem ersten Besuch, wo ich sie ganz bestimmt rufen lasse, mehr ärgern, als wir uns, wie sie meinte, immer geärgert haben, wenn sie in großem Staat bei uns eingetroffen ist. Mama hat alles mit mir beraten; sie behandelt mich gar nicht mehr als kleines Mädchen wie früher. Ich habe meine eigene Zofe, auch ein eigenes Zimmer und Kabinett, womit ich machen kann was ich will, und ich schreibe Dir an einem sehr hübschen Sekretär, wozu ich selbst den Schlüssel habe und worin ich alles verschließen kann was ich will. Mama hat mir gesagt, daß ich sie jeden Tag beim Aufstehen sehen könne, und es wäre zeitig genug, wenn ich zum Mittagessen frisiert wäre, da wir doch immer allein seien; und da könne sie mir jeden Tag sagen, um welche Zeit ich nachmittags bei ihr sein solle. In der anderen Zeit kann ich machen was ich will, und ich habe ja meine Harfe, meinen

* Pensionärin im selben Kloster.

Zeichenkasten und Bücher ganz wie im Kloster, nur daß Mutter Perpetua nicht da ist, um mich auszuschelten; und wenn ich wollte, brauchte ich gar nichts zu tun: aber da ich meine Sophie doch nicht hier habe, um mit ihr zu schwatzen und zu lachen, so will ich mich lieber beschäftigen.

Es ist noch nicht 5 Uhr, um 7 Uhr soll ich erst wieder bei Mama sein: das ist sehr viel Zeit, wenn ich Dir nur etwas zu sagen hätte! Aber man hat mit mir noch über gar nichts geredet, und wenn ich nicht die vielen Vorbereitungen um mich sehen würde, und die vielen Arbeiterinnen, die alle um meinetwillen kommen, würde ich glauben, daß man gar nicht daran denkt, mich zu verheiraten, und es nur wieder ein Gerede der guten Josephine* ist. Doch hat mir Mama so oft gesagt, ein junges Mädchen müsse im Kloster bleiben bis es sich verheirate; da sie mich nun doch herausnimmt, wird Josephine wohl recht haben. Eben hält ein Wagen vor der Tür, und Mama läßt mir sagen, ich möchte sofort zu ihr kommen. Wenn es der Herr wäre? Ich bin nicht angezogen, die Hand zittert mir und mein Herz klopft. Ich habe die Kammerjungfer gefragt, ob sie wüßte, wer bei meiner Mutter wäre. »Natürlich Herr C...« sagte sie lachend. O! ich glaube, er ist es. Ich komme sicher nachher wieder und sage Dir, was passiert ist. Wenigstens weißt Du seinen Namen. Ich darf ihn nicht warten lassen. Adieu, ich bin im Augenblick wieder da. Wie wirst Du Dich über Deine arme Cécile lustig machen! Ach, ich habe mich schrecklich geschämt! Aber es wäre Dir ebenso gegangen wie mir. Als ich zu Mama ins Zimmer kam, habe ich einen schwarzgekleideten Herrn neben ihr stehen sehen. Ich habe ihn begrüßt so gut ich nur konnte, und dann bin ich starr stehengeblieben ohne von der Stelle zu kön-

* Pförtnerin des Klosters.

nen. Du magst es Dir denken, wie ich ihn ansah! »Gnädige Frau«, hat er zu meiner Mutter gesagt, und grüßte mich dabei, »das ist ja eine ganz reizende junge Dame und ich fühle mehr als je den Wert Ihrer Güte.« Bei diesem so viel-sagenden, bestimmten Ausspruch, hat mich ein derartiges Zittern befallen, daß ich mich nicht mehr halten konnte; da habe ich einen Sessel gefunden und hab' mich draufge-setzt, sehr rot und ganz aus der Fassung. Ich war kaum drauf, da liegt der Mann auch schon vor mir auf den Knien. Aber da hat Deine arme Cécile den Kopf verloren; ich war, wie mir Mama gesagt hat, ganz verwirrt. Aufge-sprungen bin ich und hab' einen durchdringenden Schrei ausgestoßen, gerade so wie an dem Tage, wo das Gewitter war. Mama hat laut gelacht und gesagt: »Na, was hast du denn? Setz dich und gib dem Herrn deinen Fuß.« Der Herr war in der Tat ein Schuhmacher liebe Freundin. Ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie sehr ich mich geschämt habe; zum Glück war nur Mama dabei. Ich glaube, wenn ich erst einmal verheiratet bin, werde ich von diesem Schuhmacher nichts mehr machen lassen. Du mußt zuge-ben, daß wir jetzt sehr viel wissen! Leb' wohl! Es ist gleich 6 Uhr, meine Zofe sagt, daß ich mich anziehen muß. Leb' wohl meine liebe Sophie; ich bin Dir immer noch so gut, als wär ich noch im Kloster.

P. S. Ich weiß nicht, mit wem ich meinen Brief schicken soll: so will ich warten, bis Josephine kommt.

Paris, den 3. August 17..

*Die Marquise von Merteuil an den Vicomte
von Valmont, auf Schloß...*

Kommen Sie zurück lieber Vicomte, kommen Sie zurück! Was machen Sie, was können Sie eigentlich bei einer alten Tante noch tun, deren Vermögen Ihnen schon verschrieben ist? Reisen Sie augenblicklich ab; ich brauche Sie. Es ist mir ein ausgezeichnete Gedanke gekommen, und die Ausführung will ich Ihnen anvertrauen. Diese wenigen Worte müßten Ihnen genügen, und in Anbetracht der großen Ehre, die Ihnen meine Wahl macht, müßten Sie eiligst herkommen und meine Befehle auf den Knien empfangen: Aber Sie mißbrauchen meine Güte, selbst seit Sie keinen Gebrauch mehr davon machen. Ich bin im Zweifel, soll ich ewigen Haß oder übermäßige Milde walten lassen, Ihr Glück will es daß meine Güte den Sieg davon trägt. Ich will Sie also über meine Pläne unterrichten, aber schwören Sie mir, als treuer Ritter, daß Sie auf kein anderes Abenteuer ausgehen werden, bevor Sie nicht dieses beendet haben. Es ist eines Helden würdig: Sie würden damit der Liebe und der Rache dienen; das wird also eine Schandtät* mehr sein, die man in Ihre Memoiren mit aufnehmen kann – jawohl in Ihre Memoiren, denn ich will es, daß sie eines Tages gedruckt werden, und ich übernehme es, sie zu schreiben. Aber lassen wir das, und kommen wir zur Sache!

Frau von Volanges verheiratet ihre Tochter: es ist zwar noch ein Geheimnis, aber mir hat sie es gestern mitgeteilt.

* Die Worte *Schandbube* und *Schandtät*, die sich die gute Gesellschaft zum Glück allmählich abgewöhnt, waren zur Zeit, da diese Briefe geschrieben wurden, sehr im Gebrauch.

Und wen, glauben Sie wohl, hat sie zum Schwiegersohn erwählt? den Grafen von Gercourt. Wer hätte mir je gesagt, daß ich Gercourts Kusine würde. Ich bin wütend darüber ... Nun also! Sie erraten noch nicht? O, wie schwer von Begriffen! Haben Sie ihm denn das Abenteuer mit der Intendantin verziehen? Und ich, habe ich denn nicht noch mehr über ihn zu klagen, Sie Ungeheuer?*

Aber ich gebe mich zufrieden, und die Hoffnung, mich zu rächen, heitert meine Seele wieder auf. Sie haben sich, gerade wie ich, hundertmal darüber gelangweilt, welche Wichtigkeit Gercourt seiner künftigen Frau angedeihen läßt, und über die dumme Anmaßung, die ihn glauben läßt, er werde das unvermeidliche Geschick vermeiden. Sie kennen seine lächerliche Voreingenommenheit für die Klostererziehung, und sein Vorurteil zugunsten der Zurückhaltung der Blondes, das noch lächerlicher ist. In der Tat möchte ich wetten, daß er trotz der 60 000 Franken Rente der kleinen Volanges, diese Heirat nie eingegangen wäre, wenn sie braun, oder nicht im Kloster gewesen wäre. Wir wollen ihm aber beweisen, daß er nur ein Dummkopf ist: Eines Tages wird es ohne Zweifel sein, darum ist mir nicht bange: aber spaßig wäre es, wenn er gleich damit anfinge. Wie würden wir am anderen Tage lachen, wenn wir ihn prahlen hören! – Denn er wird prahlen; und wenn Sie erst einmal dieses kleine Mädchen ausbilden, müßte es schon besonders unglücklich zugehen, wenn dieser Gercourt nicht, wie ein anderer, zum Pariser Stadtgespräch würde. Übrigens ver-

* Um diese Stelle zu verstehen, muß man wissen, daß der Graf von Gercourt die Marquise von Merteuil wegen der Intendantin von ... verlassen hatte, die ihm wieder den Vicomte von Valmont geopfert hatte, und daß damals die Marquise und der Vicomte sich miteinander verbanden. Da dieses Abenteuer den Ereignissen, von denen in diesen Briefen die Rede ist, weit vorausliegt, war man der Ansicht, den ganzen Briefwechsel darüber unterdrücken zu müssen.

dient die Heldin dieses neuen Romans Ihre ganze Aufmerksamkeit: sie ist wirklich reizend. Fünfzehn Jahre ist sie, eine Rosenknospe. Freilich linkisch, wie es selten vorkommt, und nicht die Spur geziert; euch Männern macht ja aber so was nichts; überdies ein gewisser schmachten-der Blick, der wirklich vielversprechend ist. Dazu kommt, daß ich sie Ihnen empfehle; Sie haben sich nur zu bedanken und mir zu gehorchen. Diesen Brief empfangen Sie morgen früh. Ich verlange, daß Sie morgen um 7 Uhr abends bei mir sind. Ich werde niemand vor 8 Uhr empfangen, nicht einmal den regierenden Ritter: er hat nicht Kopf genug für eine so große Angelegenheit. Sie sehen, die Liebe macht mich nicht blind. Um 8 Uhr werde ich Ihnen Ihre Freiheit wiedergeben, und um 10 Uhr kommen Sie wieder, und soupieren mit dem schönen Kind; denn Mutter und Tochter werden bei mir essen. Leben Sie wohl, es ist Mittag vorbei: bald werde ich mit Ihnen nichts mehr zu tun haben.

Paris, den 4. August 17..

DRITTER BRIEF:

Cécile Volanges an Sophie Carnay.

Ich weiß noch nichts, liebste Freundin. Mama hatte gestern abend viele Leute zum Essen. Trotzdem ich mir alles mit Interesse ansah, besonders die Männer, habe ich mich sehr gelangweilt. Herren und Damen, alle haben mich sehr angeschaut, und dann sagten sie sich was ins Ohr, und ich bemerkte wohl, daß man von mir sprach; darüber wurde ich rot, ich konnte es nicht verhindern. Ich hätte es wohl gemocht, denn ich habe bemerkt, daß die anderen Frauen

gar nicht rot wurden, wenn man sie ansah; vielleicht aber verhindert das Rot, das sie auflegen, daß das Rot ihrer Verlegenheit zu bemerken ist; denn es muß doch sehr schwer sein, nicht zu erröten, wenn ein Mann einen fest ansieht. Was mich am meisten beunruhigte, war, daß ich nicht wissen konnte, was man sich von mir dachte. Ich glaube jedoch zwei- oder dreimal das Wort »hübsch« verstanden zu haben. Das Wort »linkisch« aber habe ich sehr deutlich vernommen, und das muß doch wohl stimmen, denn die Frau, die es sagte, ist eine Verwandte und Freundin meiner Mutter; sie scheint sogar schon Freundschaft für mich zu empfinden. Sie war die einzige, die am Abend ein wenig mit mir gesprochen hat. Wir werden morgen bei ihr zu Abend essen. Nach dem Essen habe ich dann noch einen Herrn gehört, von dem ich sicher bin, daß er von mir sprach, wie er gerade zu einem andern sagte: »Man muß das reif werden lassen, im Winter wollen wir sehen.« Das ist vielleicht der, der mich heiraten soll; aber dann wäre es ja erst in vier Monaten! Ich möchte nur wissen, was daran ist.

Eben kommt Josephine, und sie sagt mir, daß sie es eilig hat. Ich will Dir aber noch was erzählen, wobei ich mich wieder einmal »linkisch« benommen habe. Ach! Die Dame, glaube ich, hat recht!

Nach dem Essen haben sie gespielt. Ich habe mich neben Mama gesetzt. Und ich weiß nicht, wie es gegangen ist, ich bin sogleich eingeschlafen. Ein großes Gelächter hat mich aufgeweckt; ich weiß nicht, lachte man über mich, aber ich glaube es. Mama hat mir erlaubt, schlafen zu gehen, und sie hat mir damit einen großen Gefallen getan. Danke Dir, es war 11 Uhr vorbei. Leb' wohl, meine liebe Sophie, behalte Deine Cécile immer recht lieb. Ich kann Dir nur sagen, daß die Welt nicht so lustig ist, wie wir uns einbildeten.

Paris, den 4. August 17..

*Der Vicomte von Valmont an die Marquise
von Merteuil in Paris.*

Ihre Befehle sind reizend; Ihre Art, sie zu geben, ist noch liebenswürdiger: Sie könnten einem den Despotismus angenehm machen. Wie Sie wissen, ist es nicht das erste Mal, daß ich bedaure, nicht mehr Ihr Sklave zu sein. Und obwohl ich nach Ihren Worten ein Ungeheuer bin, denke ich niemals ohne Vergnügen an die Zeit zurück, wo Sie mich mit süßeren Namen beehrten. Oft sogar wünsche ich, sie mir von neuem zu verdienen und schließlich zusammen mit Ihnen der Welt ein Beispiel von Beständigkeit zu geben. Aber größere Aufgaben rufen uns; erobern heißt unsere Bestimmung, und man muß ihr folgen. Vielleicht, daß wir uns am Ende der Laufbahn noch einmal treffen. Denn ohne Sie erzürnen zu wollen, wunderschöne Marquise, sei es gesagt, Sie halten wenigstens gleichen Schritt mit mir; und seit wir uns zum Heil der Welt getrennt haben, und jeder von uns seinerseits den Glauben predigt, scheint es mir, Sie haben in dieser Liebesmission mehr Anhänger gefunden als ich. Ich kenne Ihren Eifer, Ihre glühende Begeisterung, und wenn dieser Gott uns nach den Werken richtete, wären Sie eines Tages die Schutzheilige einer großen Stadt, während Ihr Freund höchstens ein Dorfheiliger sein würde. Diese Sprache wundert Sie, nicht wahr? Aber seit acht Tagen höre und spreche ich keine andere mehr. Und eben, um mich darin zu vervollkommen, sehe ich mich gezwungen, Ihnen ungehorsam zu sein.

Seien Sie nicht böse, und hören Sie mich. Bewahrerin aller Geheimnisse meines Herzens, ich will Ihnen den größten Plan anvertrauen, den ich jemals geschmiedet habe. Welchen Vorschlag machen Sie mir? Ein junges Mädchen soll

ich verführen, das nichts gesehen hat, nichts kennt; das mir sozusagen ohne Schutz ausgeliefert wäre; das eine erste Huldigung unfehlbar berauschen wird, und das die Neugier vielleicht schneller leitet als die Liebe. Zwanzig andere könnten das eben so gut wie ich. Nicht so ist es mit dem Unternehmen, das mich beschäftigt; sein Erfolg sichert mir ebensoviel Ruhm als Vergnügen. Die Liebe, die mir den Kranz flicht, wählt selber zwischen Myrrhe und Lorbeer, nein, sie wird beide vereinigen, um meinen Triumph zu ehren. Sie selbst, meine schöne Freundin, werden von heiliger Achtung ergriffen werden, und sich voll Begeisterung sagen: »Das ist der Mann meines Herzens.« Sie kennen die Präsidentin Tourvel, ihre Gottesfurcht, ihre eheliche Liebe, ihre strengen Grundsätze. Darauf habe ich es abgesehen. Das ist ein würdiger Feind für mich; dieses Ziel will ich erreichen.

»Und trag ich für's Gelingen auch nicht den Preis davon,
Daß ich es unternommen, die Ehre bleibt mir schon.«

Man kann schlechte Verse anführen, wenn sie von einem großen Dichter sind.*

Sie werden doch wissen, daß der Präsident wegen eines großen Prozesses in Burgund ist (ich hoffe ihn einen weit wichtigeren verlieren zu lassen). Seine untröstliche Ehehälfte muß hier die ganze Zeit dieser betrübenden Wittwenschaft verbringen. Jeden Tag eine Messe, ein paar Besuche bei den Armen des Bezirks, Gebete am Morgen und am Abend, einsame Spaziergänge, fromme Unterhaltungen mit meiner alten Tante, und bisweilen ein trauriger Whist, sollen ihre einzigen Zerstreuungen sein. Ich aber bereite ihr wirksamere. Mein guter Engel hat mich hier-

* La Fontaine.

hergeführt, zu ihrem und zu meinem Glück. Ich Wahnsinniger! Ich bedauerte die vierundzwanzig Stunden, die ich den Rücksichten und der Höflichkeit opferte. Wie könnte man mich strafen, wenn ich gezwungen würde, nach Paris zurückzukehren! Glücklicherweise muß man beim Whist zu viert sein. Und da nur der Ortsgeistliche hier ist, hat mich meine ewige Tante sehr gedrängt, ihr einige Tage zu opfern. Sie erraten, daß ich eingewilligt habe. Sie machen sich keinen Begriff, wie sie mich seit dieser Zeit umschmeichelt, und wie sehr sie besonders darüber erbaut ist, mich regelmäßig bei ihren Gebeten und in der Messe zu sehen. Sie ahnt nicht, welche Gottheit ich dort anbeete. So bin ich also, seit vier Tagen, von einer starken Leidenschaft ergriffen. Sie wissen, daß ich lebhaft begehren kann, und daß es keine Hindernisse für mich gibt: aber was Sie nicht wissen, das ist, wie sehr die Einsamkeit die Glut des Verlangens nährt. Ich habe nur noch einen Gedanken; am Tage denke ich daran, und ich träume davon in der Nacht. Ich bedarf dieser Frau, damit ich mich von der Lächerlichkeit losmache, in sie verliebt zu sein. Denn wohin führt nicht ein unterdrücktes Begehren? O köstlicher Genuß! Ich erflehe dich zu meinem Glück und zu meiner Ruhe vor allem. Wie sind wir doch glücklich, daß sich die Frauen so schlecht verteidigen! Wir würden neben ihnen nur furchtsame Sklaven sein. Ich habe in diesem Augenblick ein Gefühl der Dankbarkeit für die leichten Frauen, das mich auf natürliche Weise zu Ihren Füßen führt.

Ich werfe mich nieder, um Ihre Verzeihung zu erlangen, und damit beende ich diesen allzu langen Brief. Leben Sie wohl, meine wunderschöne Freundin, ohne Groll.

Schloß..., den 5. August 17..

Die Marquise von Merteuil an den Vicomte von Valmont.

Wissen Sie, Vicomte, daß Ihr Brief von seltener Dreistigkeit ist, und daß es nur auf mich ankäme, wollte ich mich darüber erzürnen. Aber er hat mir klar bewiesen, daß Sie den Kopf verloren hatten, und dies allein hat Sie vor meiner Enttückung gerettet. Als edelmütige und gefühlvolle Freundin vergesse ich die Beleidigung und beschäftige mich nur mit der Gefahr, in der Sie schweben; und so langweilig es auch ist, Ihnen Vernunft zu predigen, ich tue es doch, weil Sie es im Augenblick so nötig brauchen. Sie wollen durchaus die Präsidentin Tourvel haben! Welch' lächerlicher Einfall ist das doch! Daran erkenne ich wieder so recht Ihren verschrobenen Kopf, der Ihnen immer nur das begehrt, was er glaubt, nicht erreichen zu können. Wer ist denn schon diese Frau? Regelmäßige Gesichtszüge, wenn Sie wollen, aber ganz ohne Ausdruck; leidlich gewachsen, aber ohne Grazie; immer lächerlich gekleidet! Mit ihrer Menge von Busentüchern und ihrem bis zum Kinn reichenden Schnürleib! Ich sage es Ihnen als Freundin, Sie brauchten nur zwei Frauen wie die da, und Ihr ganzes Ansehen wäre zu Schanden. Erinnern Sie sich doch an den Tag, wo sie in Saint-Roch für die Armen sammelte, und Sie mir so sehr dankbar waren, daß ich Ihnen dies Schauspiel verschafft hatte. Ich glaube sie noch zu sehen, wie sie jener langen Stange mit langen Haaren die Hand gab, bei jedem Schritt in Gefahr zu fallen, immer ihren vier Ellen breiten Reifrock an jemandes Kopf, und wie sie bei jeder Verbeugung rot wurde. Wer hätte Ihnen damals gesagt, Sie würden diese Frau begehren? Nun also Vicomte, erröten Sie und kommen Sie wieder zu sich. Ich verspreche Ihnen Verschwiegenheit.

Und dann, sehen Sie doch, die Unannehmlichkeiten, die Sie erwarten. Mit welchem Nebenbuhler haben Sie zu kämpfen? Mit einem Ehemann! Fühlen Sie sich nicht schon allein durch dieses Wort gedemütigt? Welche Schmach, wenn es Ihnen mißglückt. Und selbst wie wenig Ruhm, wenn Sie Erfolg haben. Ja, ich sage noch mehr, hoffen Sie auf kein Vergnügen. Gibt es das überhaupt bei Prüden? Bei den wirklich Prüden, meine ich. Zurückhaltend, selbst im höchsten Vergnügen, bieten sie Ihnen nur halbe Genüsse. Dieses gänzliche Aufgeben ihrer selbst, dieser Wahnsinn der Wollust, wobei das Vergnügen sich durch seinen Überschwang reinigt, wird von ihnen nicht gekannt. Ich sage es Ihnen im voraus: im glücklichsten Falle wird die Präsidentin glauben, alles für Sie getan zu haben, wenn sie Sie wie ihren Gatten behandelt, und im zärtlichsten ehelichen Zusammensein bleibt man immer zwei. Hier ist es aber noch weit schlimmer: Ihre Prüde ist gottesfürchtig, und zwar von dieser guten Frauenfrömmigkeit, die zu ewiger Kindheit verdammt. Vielleicht übersteigen Sie dieses Hindernis, aber schmeicheln Sie sich nicht, es je zu zerstören: wenn Sie auch die Liebe zu Gott überwinden, die Furcht vor dem Teufel werden Sie ihr nicht austreiben. Und wenn Sie Ihre Geliebte in den Armen halten, und ihr Herz klopfen fühlen, wird es aus Furcht und nicht aus Liebe sein. Wenn Sie diese Frau früher gekannt hätten, hätten Sie vielleicht etwas aus ihr machen können; aber das mit zweiundzwanzig Jahren – und nachdem sie nun nahezu zwei Jahre verheiratet ist. Glauben Sie mir Vicomte, wenn eine Frau erst so weit verknöchert ist, muß man sie ihrem Schicksal überlassen; daraus wird nie etwas Eigenartiges werden.

Und dennoch verweigern Sie mir gerade wegen dieses schönen Gegenstandes den Gehorsam, begraben sich in dem Grabe Ihrer Tante und verzichten auf das köstlichste

Abenteuer, das am meisten danach geschaffen ist, Ihnen Ehre zu machen. Welch' Verhängnis will es, daß Gercourt Ihnen immer um etwas voraus ist. Sehen Sie, ich spreche zu Ihnen, ohne gegen Sie schlecht gestimmt zu sein, aber in diesem Augenblick bin ich versucht zu glauben, daß Sie Ihren Ruf nicht verdienen, und ich müßte Ihnen besonders mein Vertrauen entziehen. Ich werde mich niemals daran gewöhnen, meine Geheimnisse dem Geliebten der Frau von Tourvel anzuvertrauen.

Indessen mögen Sie wissen, daß die kleine Volanges schon einem den Kopf verdreht hat. Der junge Danceny ist nährisch in sie. Er hat mit ihr gesungen; und in der Tat singt sie besser, als man es einem Schulmädchen zutraut. Sie müssen wohl manches Duett miteinander üben; sie möchte gern einstimmig mit ihm sein: aber dieser Danceny ist ein Kind, das seine Zeit mit Verliebtsein vertändelt und nichts zu Ende führen wird. Die kleine Person ist ihrerseits ziemlich schüchtern; und wie es auch kommt, es wird immer viel weniger spaßhaft sein, als Sie es hätten machen können. Deshalb bin ich auch ärgerlich und werde meinem Ritter, wenn er kommt, sicher eine Szene machen. Ich rate ihm, klein beizugeben, denn in diesem Augenblick würde es mich nichts kosten, mit ihm zu brechen. Ich bin sicher, wenn ich klug genug wäre, ihn jetzt zu verlassen, würde er darüber in Verzweiflung geraten; und nichts macht mir so viel Vergnügen, wie verliebte Verzweiflung. Er würde mich *falsch* nennen, und dieses Wort »falsch« hat mir immer viel Spaß gemacht. Nach dem Wort »grausam« ist es das angenehmste für das Ohr einer Frau. Und man kann es sich mit weniger Mühe verdienen. Ganz im Ernst, ich werde mich mit diesem Bruch beschäftigen. Und daran sind Sie also schuld! Ich lade es auch auf Ihr Gewissen. Adieu. Empfehlen Sie mich den Gebeten Ihrer Präsidentin.

Paris, den 7. August 17..